

HANSER

Eric Hobsbawm

Gefährliche Zeiten

Ein Leben im 20. Jahrhundert

Übersetzt aus dem Englischen von Udo Rennert

ISBN-10: 3-446-20375-3

ISBN-13: 978-3-446-20375-4

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-20375-4>
sowie im Buchhandel

Ein Kind in Wien

Ich verbrachte meine Kindheit in der verarmten Hauptstadt eines Großreichs, die nach dessen Zusammenbruch einer ziemlich kleinen provinziellen Republik von großer Schönheit angehörte, die nicht daran glaubte, daß es sie unbedingt geben müsse. Mit einigen wenigen Ausnahmen waren die Österreicher nach 1918 der Meinung, daß sie ein Teil Deutschlands sein müßten und daran lediglich durch die Großmächte gehindert würden, die Mitteleuropa den Friedensvertrag aufgezwungen hatten. Die wirtschaftlichen Probleme in den Jahren meiner Kindheit trugen nicht dazu bei, ihren Glauben an die Lebensfähigkeit der Ersten österreichischen Republik zu stärken. Sie hatte gerade eine Revolution hinter sich und war für kurze Zeit unter einer aus klerikalischen Reaktionären gebildeten und von einem Monsignore geführten Regierung zur Ruhe gekommen, die sich auf die Stimmen der frommen oder zumindest stark konservativen Landbevölkerung stützte. Ihr stand eine verhaßte Opposition aus revolutionären marxistischen Sozialisten gegenüber, die ihre Basis zum größten Teil in Wien (nicht nur die Hauptstadt, sondern seit 1922 auch ein autonomes Bundesland der Republik) sowie bei all denen hatte, die sich als „Arbeiter“ verstanden. Neben der Polizei und der Armee, die der Regierung unterstanden, gab es auf beiden Seiten des politischen Spektrums paramilitärische Verbände, für die der Bürgerkrieg nur aufgeschoben war. Österreich war nicht nur ein Staat, der nicht existieren wollte, sondern auch ein prekärer Zustand, der unmöglich von Dauer sein konnte.

Er war auch nicht von Dauer. Doch die letzten Zuckungen der Ersten österreichischen Republik – die Vernichtung der Sozialdemokraten nach einem kurzen Bürgerkrieg, die Ermordung des katholischen Bundeskanzlers durch nationalsozialistische Aufrührer, Hitlers triumphaler und begeistert begrüßter Einzug in Wien – ereigneten sich, nachdem ich Wien 1931 verlassen hatte. Ich sollte erst 1960 dorthin zurückkehren, als dasselbe Land, unter demselben Zweiparteiensystem von Katholiken und Sozialisten eine stabile, wirtschaftlich enorm aufblühende und neutrale kleine Republik geworden war, die mit ihrer Identität vollkommen zufrieden – manche mochten sagen, etwas zu selbstzufrieden – war. Doch das ist die Rückschau eines Historikers. Wie sah eine

bürgerliche Kindheit im Wien der zwanziger Jahre aus? Das Problem ist, wie man unterscheiden soll zwischen dem, was man seither erfahren hat, und dem, was die Zeitgenossen damals gewußt und getan haben, sowie zwischen den Erfahrungen und Reaktionen der Erwachsenen und derer, die damals Kinder waren. Was Kinder, die 1917 geboren waren, von den Ereignissen des noch jungen 20. Jahrhunderts wußten, die im Denken der Eltern und Großeltern so lebendig waren – Krieg, Zusammenbruch, Revolution, Inflation – war das, was Erwachsene uns erzählten, oder wahrscheinlicher das, was wir mithörten, wenn sie sich darüber unterhielten. Die einzige unmittelbare Anschauung, die wir von alledem hatten, waren die immer neuen Bilder auf Briefmarken. Das Sammeln von Briefmarken in den zwanziger Jahren erklärte zwar längst nicht alles, war jedoch eine gute Einführung in die politische Geschichte Europas seit 1914. Für einen im Ausland lebenden englischen Jungen wurde der Gegensatz zwischen der unveränderten Kontinuität des Kopfs von König Georg V. auf englischen Briefmarken einerseits und dem Chaos von Aufdrucken, neuen Namen und neuen Währungen auf den Marken anderer Länder andererseits unterstrichen. Die einzige weitere direkte Verbindung zur Geschichte brachten die variierenden Münzen und Banknoten einer Zeit der wirtschaftlichen Zerrüttung. Ich war alt genug, um die Veränderung von Kronen zu Schillingen und Groschen, von Banknoten mit zahlreichen Nullen zu einfachen Banknoten und Münzen bewußt wahrzunehmen, und ich wußte, daß es vor der Krone den Gulden gegeben hatte.

Auch wenn das Habsburgerreich dahingegangen war, lebten wir immer noch von seiner Infrastruktur und in einem erstaunlichen Ausmaß noch mit mitteleuropäischen Vorstellungen der Zeit vor 1914. Der Mann einer der intimen Freundinnen meiner Mutter, Dr. Alexander Szana, lebte in Wien und arbeitete zum Unglück für den Seelenfrieden seiner Frau bei einer deutschsprachigen Zeitung 50 Kilometer donauabwärts in einer Stadt, die bei uns Preßburg und bei den Ungarn Pozsony hieß und inzwischen zu Bratislava geworden war, der bedeutendsten slowakischen Stadt in der neuen Tschechoslowakischen Republik. (Heute ist sie die Hauptstadt einer souveränen Slowakei.) Abgesehen von der Vertreibung ehemaliger ungarischer Beamter hatte sie zwischen den Kriegen noch keine ethnische Säuberung ihrer polyglotten und multikulturellen

Bevölkerung aus Deutschen, Ungarn, Tschechen und Slowaken, assimilierten, verwestlichten und frommen Karpatenjuden, Zigeunern und anderen erfahren. Sie war noch nicht wirklich eine slowakische Stadt von „Bratislavaks“ geworden, von denen sich diejenigen, die sich noch daran erinnern, was sie bis zum Zweiten Weltkrieg geblieben war, noch immer als „Preßburaks“ unterscheiden. Um zu seiner Arbeitsstelle und wieder nach Hause zurück zu kommen, nahm er die Preßburger Bahn, eine Regionalbahn, die von einer Straße im Zentrum Wiens bis zu einer Ringstrecke auf den Hauptstraßen Preßburgs fuhr. Sie wurde 1914 in Betrieb genommen, als beide Städte Teil desselben Reiches waren, ein Triumph der modernen Technik, und einfach weiterbetrieben; dasselbe galt für die berühmte „Opernbahn“, mit der die kulturell interessierten Einwohner von Brünn/Brno in Mähren zu einem Opernabend in das einige Eisenbahnstunden entfernte Wien fuhren. Mein Onkel Richard wohnte in Wien und in Marienbad, wo er ein Geschäft mit Modeartikeln hatte. Die Grenzen waren noch nicht hermetisch geschlossen wie später, nachdem die Preßburger Regionalbahnbrücke über die Donau im Krieg zerstört worden war. Die Überreste konnten noch 1996 besichtigt werden, als ich an einer Fernsehsendung über die Bahn mitwirkte.

Die Welt des Wiener Bürgertums und auf jeden Fall der Juden, die einen so beträchtlichen Teil davon ausmachten, war noch die der ausgedehnten vielsprachigen Region, deren Migranten ihre Hauptstadt in den letzten 180 Jahren zu einer Großstadt mit zwei Millionen Einwohnern gemacht hatten – ausgenommen Berlin mit Abstand die größte Stadt auf dem europäischen Kontinent zwischen Paris und Leningrad. Unsere Verwandten stammten aus Orten – und lebten zum Teil noch dort – wie Bielitz (heute in Polen), Kaschau (heute in der Slowakei) oder Großwardein (heute in Rumänien).¹ Unsere Lebensmittelhändler und die Pförtner unserer Mietshäuser waren garantiert Tschechen, unsere Stuben- und Kindermädchen keine geborenen Wienerinnen: Ich erinnere mich noch an die Geschichten von Werwölfen, die mir eines der Mädchen erzählte, das aus Slowenien stammte. Niemand von ihnen war oder fühlte sich entwurzelt oder ausgesetzt vom „alten Land“ wie die europäischen Auswanderer in den Vereinigten Staaten, da für die kontinentalen Europäer der Atlantik die große Scheidelinie war,

während an das Reisen auf Schienen auch über größere Entfernungen hinweg jedermann gewöhnt war. Selbst meine nervöse Großmutter dachte sich nichts dabei, wenn sie hin und wieder eine kurze Reise nach Berlin unternahm, um ihre Tochter zu besuchen.

Es war eine multinationale, aber keine multikulturelle Gesellschaft. Deutsch (mit einer lokalen Färbung) war ihre Sprache, deutsch (mit einem lokalen Gepräge) ihre Kultur und ihr Zugang zur Weltkultur der Antike wie der Moderne. Meine Verwandten hätten die leidenschaftliche Entrüstung des großen Kunsthistorikers Ernst Gombrich geteilt, als dieser – wie das im 20. Jahrhundert Mode war – gebeten wurde, die Kultur seiner Geburtsstadt Wien als jüdisch zu beschreiben. Es war schlicht und einfach eine Wiener bürgerliche Kultur, so wenig durch die Tatsache beeinflusst, daß so viele ihrer hervorragenden Vertreter Juden waren und (angesichts des eingefleischten Antisemitismus der Region) wußten, daß sie Juden waren, wie durch den Umstand, daß einige von ihnen aus Mähren kamen (Freud und Mahler), andere aus Galizien oder der Bukowina (Joseph Roth) oder sogar aus Russe an der bulgarischen Donau (Elias Canetti). Ebenso sinnlos wäre es, nach bewußt jüdischen Elementen in den Liedern von Irving Berlin oder den Hollywoodfilmen aus der Ära der großen Studios zu suchen, die alle von eingewanderten Juden betrieben wurden: Ihr Ziel, worin sie erfolgreich waren, bestand gerade darin, Lieder oder Filme zu machen, die einen spezifischen Ausdruck für ein hundertprozentiges Amerikanertum fanden. Als Sprecher der Kultursprache in einer ehemaligen imperialen Hauptstadt teilten Kinder instinktiv das Gefühl einer kulturellen, wenn auch nicht mehr einer politischen Überlegenheit. Die Art und Weise, wie Tschechen deutsch sprachen («böhmakelten«), kam uns minderwertig und deshalb spaßig vor, und so war es auch mit der unverständlichen tschechischen Sprache mit ihrer scheinbaren Häufung von Konsonanten. Ohne daß wir Italiener gekannt oder eine Meinung über sie gehabt hätten, bezeichneten wir sie abschätzig als «Katzelmacher«. Emanzipierte und assimilierte Wiener Juden sprachen von Ostjuden, als handelte es sich um eine andere Spezies. (Ich erinnere mich noch deutlich, wie ich ein älteres Mitglied der Familie gefragt habe, ob diese Ostjuden Nachnamen hätten wie wir und wenn ja, wie diese lauteten, da sie doch

offensichtlich so anders seien als wir.) Meiner Meinung nach erklärt das einen Großteil der Begeisterung, mit der die Österreicher ihre Annexion durch Hitlerdeutschland begrüßten: Sie stellte ihr Gefühl einer politischen Überlegenheit wieder her. Damals bemerkte ich nur, daß einer oder zwei meiner Klassenkameraden am Gymnasium »Hakenkreuzler« waren. Da ich Engländer war, kulturell jedoch von den Österreichern nicht zu unterscheiden, war ich davon offenbar nicht unmittelbar betroffen. Aber es führt mich zur Frage der Politik.